

MARIANNE GLAESER

ANATOMIE eines WUNDERS

Die wahre Geschichte einer
unglaublichen Befreiung



Marianne Glaeser
Anatomie eines Wunders

Für meine Söhne

Elias

Lukas

Emanuel

Marianne Glaeser

Anatomie eines Wunders

*Die wahre Geschichte
einer unglaublichen Befreiung*

fontis

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Der Fontis-Verlag wird von 2021 bis 2024
vom Schweizer Bundesamt für Kultur unterstützt.

© 2022 by Fontis-Verlag Basel

Umschlag: Spoon Design, Olaf Johannson, Langgöns
Fotos Umschlag: Levi Meir Clancy, Yonas Bekele/unsplash.com,
Schusterbauer/Shutterstock.com
Foto Klappe vorne: Bertrand Godfroid/Shutterstock.com
Foto Klappe hinten: © by Tosca Santangelo
Satz: Justin Messmer, InnoSet AG, Basel
Druck: Finidr
Gedruckt in der Tschechischen Republik

ISBN 978-3-03848-245-1

Dieser Roman basiert auf wahren Begebenheiten und spiegelt die gegenwärtigen Erinnerungen der Autorin wider. Zum Schutz der Beteiligten wurden Charaktere und Namen verändert sowie einige Ereignisse und Dialoge frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeit mit realen Personen ist rein zufällig.

Inhalt

Personen im Buch	8
Glossar	10
1. Aufbruch nach Afrika	13
2. Der Weg in die Tiefe	25
3. Begegnung mit der dunklen Nacht	41
4. Die große Verwirrung	57
5. Die Überraschung	71
6. Die Schwerkraft des Leides	87
7. Auf dem Prüfstand	107
8. Tagesanbruch	119
9. Grenzerfahrung	141
10. Die Stunde der Wahrheit	155
11. Die Wende	169
12. Ein Blick in die Hölle	187
13. Die Befreiung	201
14. Der Bruch	219

15. Der Weg ins Ungewisse	235
16. Ein Wiedersehen	249
17. In der Grauzone der Hoffnung	263
18. Kurswechsel	273
19. Die Macht des Träumens	283
20. Weihnachten und der liebe Gott	299
21. Tappen im Dunkeln	323
22. Die neue Heimat	339
23. Alle Kraft voraus	345
24. Der Schuss nach hinten	357
25. Entscheidungen	369
26. Wer nicht kämpft	393
27. Farbtiefen der Freiheit	407
28. Endspurt	425
29. Kwa heri	435
30. Von Teilzeit-Engeln und Wundern	447
Dank	462

Personen im Buch

Agadhi	Flüchtling äthiopischer Herkunft, Ehemann von Jala, Freund von Hammeso
Aliito	Sohn von Hammeso
Anastasia	Bettlägerige Klientin in Eastleigh
Cecilia	Beste Freundin von Marianne, britischer Abstammung, in Ostafrika aufgewachsen
Chege	Regionalleiterin für Security im UNHCR
Dieter	Senior-Chef des GTZ
Elias	Ältester Sohn von Marianne und Toni
Emanuel	Jüngster Sohn von Marianne und Toni
Grace	Kollegin Marianne im GTZ
Halami	Ehefrau von Hammeso
Hammeso	Flüchtling äthiopischer Herkunft, befreundet mit Jala und Agadhi

Helen	Helferin von Frau Irungu
Henry Davis	US-Botschafts-Angestellter Nairobi, Chef von Karen
Holly	Supervisorin von Marianne
Irungu	Managerin Sicherheits-Camp
Jala	Flüchtling äthiopischer Herkunft, befreundet mit Hammeso, Mutter von Zuri
John	US-Botschafts-Mitarbeiter, Eritrea
Kanene	Vorgesetzter von Marianne im GTZ-Therapiezentrum, ausgebildeter Psychotherapeut
Karen Miller	US-Botschafts-Angestellte, Nairobi
Kiboko	Helfer von Frau Irungu im Sicherheits-Camp
Lukas	Mittlerer Sohn von Marianne und Toni
Marianne/ Marianna	Erzählerin, Therapeutin im GTZ, Ehefrau von Toni
Mumbi	GTZ-Abteilungsleiterin Psychotherapie
Nadja	Übersetzerin GTZ
Oskar	Nachfolger von Dieter als GTZ-Chef
Otieno	Abteilungsleitung Protection (UNHCR), Vorgesetzter von Herrn Adam
Rehema	Chefin des UNHCR-Community-Services
Samira	Sekretärin von Frau Irungu
Toni	Ehemann von Marianne, Entwicklungshelfer
Zuri	Tochter von Jala und Agadhi

Glossar

Chapatis	Traditionelle Fladenbrote aus Weizenmehl, die in Kenia typischerweise zum Tee gereicht werden
Community-Abteilung des UNHCR	Innerhalb des UNHCR zuständig für Angelegenheiten, die die Familien und Gemeinschaften der Flüchtlinge betreffen
Flashen	Indirekte Bitte um Rückruf: Anrufen und auflegen, bevor die/der Angerufene abnehmen kann, so dass sie/er die Telefonnummer sieht und zurückruft
GTZ	Die Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit GmbH (GTZ): 1975–2011 weltweit tätiges Unternehmen der Internationalen Zusammenarbeit für nachhaltige Entwicklung (Entwicklungszusammenarbeit)
Hijacking	Gewaltsame Übernahme, Entführung
Kanga	Afrikanisches Kleidungsstück: rechteckiges Stück Stoff; Verwendung als Rock, Kleid oder zum Tragen der Kinder
«Kwa heri» (Singular)/ «Kwa herini» (Plural)	Ein Abschiedsgruß auf Swahili

Mandazi	Eine Art afrikanischer Donut, frittiertes Gebäck
Mzungu (Singular)/ Wazungu (Plural)	Swahili für «Hellhäutige/r»
Protection-Abteilung des UNHCR	Zuständig für Flüchtlinge, deren Leben bedroht wird. Betroffene werden in einem Security-Camp untergebracht, das – mit speziellen Sicherheitsvorkehrungen versehen – die Flüchtlinge bestmöglich schützen soll
Rafiki	Swahili-Wort für FreundIn
Resettlement (engl.: Umsiedlung)	Dauerhafte Umsiedlung von besonders gefährdeten und schutzbedürftigen Flüchtlingen von einem Erstaufnahmeland, in dem sie Schutz gesucht haben, in einen aufnahmebereiten Drittstaat (Resettlement-Staat). Dieser gewährt ihnen den Flüchtlings- oder einen untergeordneten Schutzstatus (Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Resettlement)
SLM	Abkürzung für «Sidama Liberation Movement» (Sidama-Befreiungsbewegung)
Sundowner	Alkoholisches Getränk, das zum Sonnenuntergang getrunken wird (auch: Dämmerchoppen, Sonnenuntergangsdrink)
Uji	Maisbrei, von der Konsistenz her vergleichbar mit sehr flüssigem Grießbrei
UNHCR	Der Hochkommissar der Vereinten Nationen für Flüchtlinge (United Nations High Commissioner for Refugees, UNHCR), zwischenstaatliche Organisation, die mit dem Schutz von Flüchtlingen und Staatenlosen (Flüchtlingsrecht) beauftragt und auch im Bereich der humanitären Hilfe tätig ist

Kapitel 1

Aufbruch nach Afrika

«Karibuni Tanzania! ...» – Mit freundlichem Swahili-Willkommensgruß bereitete uns die Stewardess der KLM-Maschine auf die baldige Landung in Arusha vor.

«... und wenn Sie nun linkerhand aus dem Fenster blicken, so erwartet Sie ein kleines Willkommensgeschenk.»

Der Kilimandscharo!

Mein Mann Toni war der Erste von uns, der die schneebedeckte Gebirgslegende entdeckte. Aufgeregt drückten auch unsere Söhne Elias und Lukas ihre Näschen ans Fenster. Ich weiß nicht, was wirklich angesichts des faszinierten Raunens in der Passagiermenge in ihren Köpfen vor sich ging – als echte Österreicher war ihnen der Anblick von Bergen schließlich sehr vertraut. Außerdem hatten «*unsere* Berge viel mehr Schnee», wie Elias mir ganz leise zuflüsterte. Aber sie staunten weiter, weil alle staunten.

Was für ein aufregender Tag für uns alle! Der Abschied von der Familie früh am Morgen, der allererste Flug überhaupt für unsere Kinder, der Aufbruch in ein neues Leben ... Und nun war der Mo-

ment gekommen: Wir verließen nach einem Acht-Stunden-Flug von Amsterdam nach Arusha unsere Boeing 747, die wir noch in vertrauter Umgebung gebordet hatten. Die ungewohnt süßlich-dichte Luft, der exotisch rote Lehm Boden der umgebenden Landschaft und das ausschließlich dunkelhäutige Bodenpersonal machten mir mit einem Male klar: Es war tatsächlich so weit! Wir waren ... in der Fremde.

Unser österreichisches Leben auf drei Überseekisten reduziert, hatten wir uns auf den Weg nach Tansania gemacht. Bevor wir unseren Arbeitsvertrag für eine Anstellung im Rahmen der österreichischen Entwicklungszusammenarbeit unterschrieben hatten, suchten wir wenige Monate vor unserer Ausreise im Atlas aufgeregt nach unserer neuen Heimat. Noch keine Ahnung von diesem Land und noch weniger davon, was uns dort erwarten würde, waren wir voller Vorfreude auf das große Abenteuer.

Viele unserer Freunde und Verwandten fanden es mutig, einige leichtsinnig, manche schlichtweg verantwortungslos. Toni und ich reisten schließlich nicht allein aus, sondern mit einem zwei- und einem siebenjährigen Kind. Diese Tatsache war Anlass für viele Fragen, Diskussionen und manchmal auch für direkte Vorwürfe seitens derer, die unseren Entschluss nicht nachvollziehen konnten. So auch mein Schwiegervater: Nach mehr als zwanzig Jahren fiel mir neulich sein warnender Brief wieder in die Hände, in dem er – seinem Gewissen folgend – ein letztes Mal versucht hatte, uns von diesem «irrwitzigen Plan» abzubringen. Diesmal las ich ihn mit dem Erfahrungsreichtum der vielen Jahre, die seitdem verstrichen waren, und konnte die Liebe hinter der Sorge des mittlerweile Verstorbenen deutlich spüren. Das wollte mir seinerzeit beim ersten Lesen seiner

Worte nicht so recht gelingen, ganz im Gegenteil: Ich war empört über sein Negativurteil uns und unseren Zukunftsplan betreffend, und so legte ich den Brief gekränkt beiseite.

Mit welcher unerschütterlichen Sicherheit und Freude wir damals diese schicksalhafte Entscheidung treffen konnten! Keine Warnung, keine Drohung vermochte uns zu verunsichern. Ganz klar lag der Weg vor uns, und er führte nach Afrika.

Mit Elias an der Hand und einen kleinen Koffer hinter mir herziehend, ging ich betont mutigen Schrittes in Richtung Ankunftshalle. Ich folgte Toni, der uns den Weg durch die Menschenmenge bahnte, den schlafenden Lukas auf dem Arm. Das Flugzeug, das wir soeben verlassen hatten, erschien mir mit einem Mal wie das letzte Stück Heimat, das es nun auch loszulassen galt. Es überkam mich ein unwiderstehlicher Drang, noch einen letzten Blick zurückzuwerfen auf diese Maschine, bevor ich das Gebäude betreten wollte ...

Und – *puff!* – genau in diesem Moment entschwand es: das anfängliche arglose Glücksgefühl über unser Drei-Jahres-Abenteuer – gerade so, als wäre ein schwerer, dunkler Vorhang gefallen. Es wurde beängstigend still in mir ...

Aber – nun war *gute* Stimmung angesagt! Die Kinder brauchten Mut, sie brauchten Zuversicht, sie brauchten genau das, was mir ab jenem Moment drohte verloren zu gehen. Ich fand sie sehr hart, diese ersten Tage, in denen einfach *alles* fremd war. Dazu kam der Schmerz der Kinder, die ihr Zuhause, ihre Freunde und ihre gewohnte Umgebung vermissten.

Während ich – trotz intensivster Bemühungen – immer mehr vom Kulturschock erfasst wurde, bewährte sich Toni als ruhender Pol für die ganze Familie. Wie ein Fisch im Wasser war er ganz in seinem

Element. Der Abenteurer in ihm lebte auf. Unermüdlich erfand er täglich neue Spiele mit den Kindern, ging mit ihnen auf Entdeckungsreisen und packte an, wo er konnte. Wie dankbar ich ihm war!

Meinen Tiefpunkt erreichte ich schließlich nach einer unvergesslichen Exkursion in ein «local home» – ein gut gemeintes Angebot der «African Culture»-Klasse unserer Swahili-Sprachschule. Hier sollten wir in drei Monaten Sprache und Kultur gut genug kennenlernen, um in unseren Projektdörfern hilfreich kommunizieren zu können. Mit Englischkenntnissen war dort nicht zu rechnen.

Wir besuchten also eine typische lokale Hütte im benachbarten Dorf, in der ich keinen Winkel finden konnte, wo ich mich auch nur annähernd «zu Hause» gefühlt hätte. Die paar Sonnenstrahlen, denen die zwei kleinen Fenster Einlass gewährten, hüllten das Wohnzimmer trotz der frühen Morgenstunde bloß in ein düsteres Licht. Außer zwei wackeligen Holzstühlen fand ich kein weiteres Mobiliar. Daneben gab es nur noch einen Schlafraum. Er befand sich hinter einem zerschlissenen Vorhang, dessen ursprüngliches Muster bereits unter dem Rotbraun des Lehmstaubs verschwunden war. Da dieser Teil des Heims kein Fenster hatte, brauchte es etwas, bis sich meine Augen an das Dunkel gewohnt hatten, bevor ich das «Bett» erkennen konnte: Es bestand aus einer raumfüllenden Pritsche, die mit aufeinandergeschichteten Lumpen bedeckt war. Es musste groß genug sein für die gesamte Familie – in diesem Fall eine Mutter mit vier Kindern. Der Ehemann war vor zwei Jahren an Aids gestorben. Sein Grab vor der Haustür trug auch nicht wirklich zu einem Gefühl der Geborgenheit bei.

Plötzlich, wie aus dem Nichts, begann es zu regnen, wie ich es

noch nie erlebt hatte. Dicke, schwere Regentropfen verbanden sich schließlich zu schieren Güssen, die das Haus innerhalb kürzester Zeit mit einem Strom schlammigen Wassers überschwemmten – ein für die Hausfrau offensichtlich unspektakuläres Ereignis.

«Das wird schnell wieder trocken!», kommentierte sie lachend, während ich mich entsetzt mit meinen Kindern gegen die Mauer ihres Heims presste, um unter dem Dachvorsprung Schutz vor dem erbarmungslosen Nass zu suchen.

«Endlich!», jubelte sie, «mein Feld braucht dringend Wasser!»

Mein Stresslevel hatte ein neues Maximum erreicht, vor allem auch wegen Lukas. Unser Sohn war kaum zu bändigen und hätte sich am liebsten ohne jede Scheu im Schlamm gesuhlt.

Was haben wir ihnen angetan? Worauf haben wir uns hier eingelassen?, schoss es mir durch den Kopf. Es war schlicht und einfach – zu viel. Mit mir ging es rapide bergab.

Und so lag ich bereits zwei Wochen nach unserer Ankunft flach. Mir war nur noch übel, ich konnte nichts bei mir behalten, und das über mehrere Tage – da half auch der wunderschöne Blick auf den schneebedeckten Kilimandscharo nichts mehr, der sich vom Campus aus bot. Wir begannen uns ernsthaft Sorgen zu machen und suchten Hilfe in einem medizinischen Selbsthilfebuch mit dem Titel: «Where There Is No Doctor», das man uns vor der Ausreise in die Hand gedrückt hatte, um uns auf die wildesten Krankheitsmöglichkeiten vorzubereiten. Keine gute Idee, denn beim Durchblättern dieses Ratgebers für tropische Notsituationen wurden die Worst-Case-Szenarios, die wir uns ausmalten, nur noch farbenreicher und vor allem immer mehr! Ich musste dringend zu einem Arzt.

Kurz bevor wir ins Krankenhaus aufbrachen, kam mich eine meiner Swahili-Lehrerinnen besuchen. Mama Lois, eine warmherzige

Luo-Frau, saß an jenem Vormittag mit mitfühlendem Blick an meinem Bett.

«Marianna, darf ich für dich beten?»

Marianna ... ich würde mich an diese Version meines Namens noch gewöhnen, denn aus einem Grund, der sich mir bis heute nicht erschlossen hat, wurde in Afrika aus dem «e» am Ende meines Namens immer wieder ein «a». Egal, in welchem Land, man nannte mich «Marianna», und eigentlich fand ich es schön.

Die Selbstverständlichkeit, mit der Mama Lois mir nun ihr Gebet anbot, beeindruckte mich. – «Bitte – es kann ja nicht schaden!», antwortete ich etwas peinlich berührt, aber auch ein bisschen hoffnungsvoll, verzagt, wie ich war.

Was dann folgte, ist mir bis heute anschaulich vor Augen: Diese kleine Person legte plötzlich los – Augen geschlossen, Arme ausgestreckt und in einer Sprache, die sicherlich nicht Swahili war; so viel konnte ich damals schon sagen. Fasziniert und etwas befremdet ließ ich dieses fast beschwörend anmutende Ritual über mich ergehen, bis Mama Lois endlich wieder zur Ruhe kam, ihre kohlschwarzen Augen öffnete und mir ein warmes Lächeln schenkte.

«Du hast dich doch entschieden, nach Afrika zu kommen, oder?» Ihre Frage klang wie die Präsentation einer göttlichen Eingebung.

«Ja! ...?», antwortete ich etwas erstaunt.

«Dann steh jetzt auf und iss!» Die schlichte Klarheit ihrer Aufforderung ließ keinen Zweifel zu, und eh ich mich's versah, saß ich vor einem Teller Reis mit Gemüse und aß, und zwar mit richtigem Appetit! Ich war also tatsächlich krank gewesen – krank vor fürchterlichem Heimweh. Dank Mama Lois war meine Heimweh-Phase aber ab dem Moment beendet. Der Schmerz war so kurz, wie er intensiv gewesen war – und er kam nie wieder.

Am Ende wurden aus den drei schließlich sechs Jahre Tansania, gefolgt von zwei Jahren Malawi und sieben Jahren Kenia. Es waren Jahre des tiefen Eintauchens in eine so ganz andere Welt. Der offenkundigste Unterschied zu dem Leben, das wir von Europa her kannten, war die unvorstellbare Armut, mit der wir vor allem in den Dörfern konfrontiert waren.

Gesundheits- und soziale Systeme, wie wir sie zu Hause als selbstverständlich voraussetzten, gab es schlichtweg nicht. Viele mussten mit weniger als umgerechnet 1 US-Dollar pro Tag ihr Auskommen finden. So war das Gebet ums tägliche Brot in dieser Umgebung von substanzieller Relevanz. Die Einheimischen lebten mit der ständigen Ungewissheit, ob der nächste Tag das nötige Essen bringen würde, um all die hungrigen Bäuche zu füllen. Als Folge dieses schweren Mangels an Grundnahrungsmitteln war das Leben der Menschen Ostafrikas um ganze zwanzig Jahre kürzer als das der Mitteleuropäer.

Wie sehr die harte Lebensrealität diese Menschen prägte, wollten wir anfangs nicht wahrhaben. In unserer Naivität gingen wir immer wieder davon aus, dass unsere eigenen Werte und Prioritäten Allgemeingültigkeit hätten. Die oft so unerklärlichen Reaktionen dieser Menschen aber machten uns sehr bald klar, dass dem nicht so war. Ich erinnere mich an das große Aha-Erlebnis, als Toni, damals Projektleiter, Verdacht schöpfte, dass sein tansanischer Kollege Samuel sich aus der Projektkasse bediente. Sich seiner Verantwortung bewusst, forderte Toni ihn auf, die Box zu öffnen, was Samuel mit offensichtlichen Ausreden versuchte zu umgehen. Als Toni schließlich der Kragen platzte und er lautstark den Schlüssel verlangte, fand er seinen Verdacht bestätigt. Die Reaktion der afrikanischen Mitarbeiter auf diesen Zwischenfall verwirrte uns: Keiner von ihnen sprach danach über den Diebstahl. Dass Toni seine Fassung verloren hatte,

beschäftigte sie hingegen sehr. In ihren Augen war das der *eigentliche* Skandal. Entsprechend war auch Samuels Verhalten in den Tagen danach. Statt mit der erwarteten Reue oder Einsicht kam er mit Vorwürfen: Toni hätte mit dieser direkten Konfrontation eine afrikanische Kulturregel verletzt, und außerdem fühlte er sich völlig missverstanden, denn er wollte sich das Geld ja nur «ausleihen». Er wäre ja schließlich kein Dieb! ...

Verunsichert ließen wir diese Sache auf sich beruhen und erfreuten uns sehr bald wieder bester Stimmung im Office – allerdings unter strikter Vermeidung empfindlicher Themen. Die wiederholte Fristverlängerung für die Rückzahlung wurde im Vier-Augen-Gespräch vereinbart. Wir hatten dazugelernt.

Erst nach tieferem Einblick in die komplexen Zusammenhänge dieser Kultur begannen wir zu verstehen, warum für Samuel der Griff in die Cash-box eine so große Versuchung dargestellt hatte:

Sein Job in einer «Wazungu»-Organisation lockte Verwandte aus oft entfernten Teilen des Landes an, die ihr ganzes Geld in ein One-Way-Busticket investierten mit der Absicht, sich bei dem gutverdienenden Verwandten einzuquartieren und etwas mitzunaschen. Dem zwangsbeglückten Gastgeber waren durch ein tief verwurzeltes kulturelles Gesetz die Hände gebunden: Der Gast war König – und das für Wochen, manchmal Monate. Schlussendlich musste Samuel oft auch die Rückfahrttickets besorgen, um die Gäste wieder loszuwerden. Hatte er sein bescheidenes Heim endlich wieder für sich und seine fünfköpfige Familie, so klopfen bald schon die nächsten Verwandten an der Tür, die «zufällig» in der Gegend waren ... Und so war es sehr schwer für Samuel, mit seinem durchaus guten Gehalt ein Auskommen zu finden.

Der besser Verdienende in der Großfamilie wird so lange zur Kasse

gebeten, bis alle wieder auf gleich sind – so ist die «Gerechtigkeit» wiederhergestellt.

Vor allem in den Dörfern sind wir diesem traurigen Muster immer wieder begegnet. Als Toni einmal einen unserer eifrigsten Projektmitglieder fragte, ob er sich denn nicht bald ein Wellblechdach leisten könne, den Traum jedes Dorfbewohners, bekam er eine traurige Antwort:

«Toni, wenn ich mir heute ein Wellblechdach kaufe, ist morgen meine Hütte niedergebrannt. Das ist viel zu gefährlich. Ich schicke das Geld lieber zu meiner Familie in Daressalam.» Missgunst – einer der großen Entwicklungs-Hemmer.

Trotz all der Not, die immer wieder unseren vollen Einsatz forderte, wurde uns doch sehr schnell klar: Nicht nur, um zu helfen und zu geben, waren wir hier, sondern vor allem auch, um zu lernen. Afrika hat uns viel über andere Menschen und Kulturen gelehrt und genauso viel über uns selbst. Erst dort erkannte ich, wie viel meiner «Offenheit» und «Ehrlichkeit» bedingt war durch die privilegierten Lebensumstände in meiner Heimat. Das hohe Ausmaß an sozialer Absicherung und behördlichem Personenschutz erlaubt uns eine Direktheit im Umgang miteinander, die auch vor Konfrontationen nicht zurückscheuen muss.

Für Menschen in Subsahara-Afrika, ganz besonders in den ländlichen Regionen, sieht die Sache nämlich ganz anders aus. Sie haben *kein* staatliches Sicherheitsnetz und schon gar kein Vertrauen in ihre Polizei. So ist es schlichtweg riskant, seine Mitmenschen zu vergraulen: Zu oft ist man aufeinander angewiesen. Ein klares «Nein» auf eine Anfrage ist hier ein unverzeihlicher Affront mit möglicherweise schweren Folgen.

Es dauerte eine Weile, bis ich verstand, wie man hier versuchte, das verpönte «Nein» zu umgehen. Ein Erlebnis mit Samuel machte es deutlich: Das fordernde Bitten seines Nachbarn, sich das Projektauto ausborgen zu dürfen, beantwortete Samuel immer und immer wieder mit einem freundlichen «Vielleicht morgen!». Irgendwann würde der Bittsteller müde werden zu fragen. Hoffentlich ...

Die Einschränkung der Ausdrucksfreiheit empfand ich als eine besonders schlimme Geißel der Armut. Sie schafft eine ideale Atmosphäre für Korruption und Betrug, denn wo die eigentliche Aussage zwischen den Zeilen und nicht in den Worten zu finden ist, dort entsteht Raum für Interpretation und Manipulation. Wenn das Nein nicht sein darf, dann ist auch das Ja kein Ja mehr. Die fatalen Auswirkungen dieser Unschärfe entdeckte ich in allen Bereichen des menschlichen Miteinanders. Ob in Familien, Freundschaften, im Projektleben oder im Business – alles schien durchzogen von dieser subtil misstrauischen Vorsicht, weil Wesentliches nicht ausgedrückt werden durfte.

Ein alter amerikanischer Missionar, mit dem ich über seine langjährigen Erfahrungen in Ostafrika plauderte, bestätigte meine Beobachtungen in einem sehr pointierten Statement:

«Die körperliche Nähe dieser Menschen steht in krassem Gegensatz zu ihrer inneren Distanz zueinander.»

Er habe sein Leben der Schulbildung dieser Menschen gewidmet, denn nur so könne es eine bessere Zukunft geben. Bildung entwickle nicht nur den Intellekt, sondern vor allem auch die Kommunikations- und damit auch die Beziehungsfähigkeit.

Der Wert von Bildung für eine Gesellschaft wurde mir damals sehr deutlich vor Augen geführt, und was ich bis dahin als Selbstverständ-

lichkeit angenommen hatte, empfand ich plötzlich als unverschämtes Privileg: nämlich in einem Land aufgewachsen zu sein, in dem der Staat sicherstellt, dass jeder Bürger ein Mindestmaß an Bildung erhält.

Afrika hat mich aber auch gelehrt, dass Wohlstand nicht gleichbedeutend ist mit Lebensfreude, sondern dass die Fähigkeit zum Dankbarsein der entscheidende Glücksfaktor ist. Viele Erlebnisse in unseren zahlreichen Projektdörfern haben mich davon überzeugt.

Ich weiß nun, dass es vor allem die herzliche Großzügigkeit des Gastgebers ist, die ein Festmahl definiert, nicht der kulinarische Speiseplan: Der letzte Maisbrei im zerkratzten Plastikbecher mit herzlichem Lächeln serviert vermittelt eine ganz besondere Würde – etwas, mit dem kein Vier-Gänge-Menü im Sternerestaurant mithalten kann.

Die Fähigkeit zur Freude und Dankbarkeit, zum vertrauensvollen Im-Moment-sein-Können, aller Armut zum Trotz, *das* ist es, was die Menschen in diesen Ländern so besonders auszeichnet.

Die Jahre in Afrika haben mein Leben für immer verändert. Der Reichtum an Gesichtern, Farben, Gerüchen, an erdigen Rhythmen und fließenden Bewegungen, aber auch die Momente der hilflosen Konfrontation mit erdrückendem Elend und unsagbarem Leid, all das lebt in mir weiter.

Die häufig gestellte Frage, wo es denn «am schönsten» gewesen wäre, kann ich bis heute nicht beantworten. Es ist mir hingegen ein Leichtes zu entscheiden, welches meiner zahlreichen Abenteuer mich am tiefsten berührt hat:

Es war in Kenia,
und es begann im September 2008.

Hätte ich diese Geschichte nicht selbst erlebt, ich würde sie wohl
bezweifeln, außer –
wenn ich an Wunder glaubte ...

Kapitel 2

Der Weg in die Tiefe

Kenia, Nairobi, 2007

Es waren bereits mehr als dreizehn Jahre vergangen seit unserer Landung in Arusha, und wir hatten Zuwachs bekommen: 2001 wurde unser dritter Sohn Emanuel in Malawi geboren. Ein einheimischer Arzt und zwei Hebammen standen mir bei, und so waren es afrikanische Hände, die unseren Jüngsten in dieser Welt willkommen hießen.

Afrika hatte vieles seiner ursprünglichen Fremdheit für mich verloren, der Reichtum an Begegnungen mit Menschen aller Gesellschaftsschichten hatte mir die Berührungsangst längst genommen. Aber ich war nach wie vor auf der Hut vor kulturellen Fettnäpfchen, denn vieles blieb mir trotz allem verschlossen und erinnerte mich immer wieder an die Tatsache, hier doch nur Gast zu sein. Ich hatte den Eindruck, ich müsste den Prozess meiner Identitätsfindung noch einmal durchlaufen, in einer Kultur, die nicht meine war. Dem enthusiastischen Start als bemühter «Entwicklungsarbeiterin» – ein

mittlerweile veralteter Begriff – folgte die Phase der hilflosen Helferin. Hier wurde mir schmerzlich bewusst, wie viel Anmaßung sich hinter meiner bisherigen betont fürsorglichen Haltung verbarg, denn weder war ich eine Zauberfee mit endlosen Ressourcen, noch waren unsere Projektmitglieder auf mich angewiesen. Dieses Bewusstsein erst befähigte mich endlich, auch «Nein» zu sagen und klare Grenzen zu setzen, dort, wo sie für mich stimmig waren – nun erst waren Begegnungen auf Augenhöhe und, hie und da, sogar Momente von wahrer Vertrautheit möglich. Echtsein tut seine Wirkung, egal wo auf der Welt. Wie gut, dass ich das damals in Kenia bereits kapiert hatte ...

Zwei Jahre zuvor, im Juni 2005, hatte unser Sohn Elias seine Sekundarschule in Kenias Hauptstadt Nairobi erfolgreich abgeschlossen. Er begann gerade sein Universitätsstudium in England, als sich auch für mich eine interessante Möglichkeit auftrat, mich weiterzubilden. Der schmerzhaft Abschied von unserem Erstgeborenen mahnte mich, meine persönlichen Interessen wieder zu beleben, auch wenn ich mit einem damals vier- und einem dreizehnjährigen Sohn hauptberuflich Mutter blieb.

Vertrauend auf die Unterstützung meines Mannes griff ich dankbar zu. So fand ich mich bald mit meinen gut vierzig Jahren inmitten einer vorwiegend kenianischen Studentengruppe – alles Männer und Frauen zwischen 25 und 55 Jahren – und erlernte gemeinsam mit ihnen die Kunst der psychologischen Beratung in einem Masterkurs, der von der Manchester University angeboten wurde.

Nie hatte ich ein Studium so leidenschaftlich und erfüllend erlebt. Ich genoss die Auseinandersetzung mit dem Wesen des Menschen,

das In-die-Tiefe-Gehen und vor allem auch das wissenschaftliche Arbeiten an meiner Thesis, in der ich versuchte, dem Phänomen der Vergebung auf die Spur zu kommen. Mittlerweile sprach ich fließend Swahili und fühlte mich sehr daheim bei meinen afrikanischen Studienkolleginnen und -kollegen, die alle kraft ihres akademischen Hintergrunds der englischen Sprache durchaus mächtig waren. Meine britische Mitstudentin beneidete mich trotzdem oft um meine lokalen Sprachkenntnisse, weil ich auch dann noch mitlachen konnte, wenn unsere Freunde im vertrauten Miteinander auf ihre Muttersprache umschwenkten. Wir kamen tatsächlich wieder in den Genuss jenes unbeschwerten Humors, den nur eine Schulbank hervorzubringen vermag – ein wahrlich beglückendes Nebenprodukt des Studentenstatus, der, wie ich seither weiß, kein Alter kennt.

Nach zwei Jahren war es so weit: Ich erhielt mein Master-Diplom und konnte es kaum erwarten, meine neue Arbeit zu beginnen. Die schwere Krise, in die Kenia zu genau diesem Zeitpunkt schlitterte, sollte mir bald ein sehr trauriges Arbeitsfeld eröffnen: Unklarheiten bei der Präsidentschaftswahl 2007 führten zu gewalttätigen Protesten. Kikuyu gegen Luo – die zwei größten Stämme Kenias, repräsentiert durch die beiden führenden Präsidentschaftskandidaten.

Das Land war im Kriegszustand. Betroffen waren vor allem die verarmten Randbezirke der Stadt, die sich von den Hetzreden der Politiker besonders leicht manipulieren ließen. Erst nach mehr als einem Jahr beruhigte sich die Situation langsam, aber der Schaden war immens: Über 1500 Leute hatten ihr Leben in diesem Konflikt verloren. Über eine halbe Million Menschen waren geflüchtet beziehungsweise wurden aus ihrer Heimatregion ver-

trieben und lebten für viele Jahre in Flüchtlingslagern im eigenen Land. Der seelische Schaden allerdings, den unzählige Menschen in dieser Zeit der brutalen Gewalt erlitten hatten, war in Zahlen nicht fassbar, er war in der Tat un-fassbar, wie ich selbst bald erfahren würde ...

Meine Supervisorin Holly bat mich mitzuhelfen in einer Volksschule in Kibera, dem größten Slum Nairobis. Zu viele Kinder litten unter den traumatischen Ereignissen der vergangenen Monate – es gab kaum psychologische Betreuung. Und so arbeitete ich für ein Jahr wöchentlich mit betroffenen Kindern, die wegen Verhaltensauffälligkeiten von den Lehrern an mich verwiesen wurden. Ein Schuppen mit Lehm Boden war meine Praxis, darin ein paar simpel zusammengenagelte Holzbänke und ein Tisch – mehr brauchten wir nicht. Hauptsache, man konnte ungestört reden. In diesem Jahr begegnete ich vielen Kindern und Jugendlichen zwischen acht und sechzehn Jahren. Tief verletzt von den unfassbaren Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten, litten sie unter totalem innerem Rückzug bis hin zu unkontrollierbaren Aggressionsausbrüchen. Wie auch immer sie reagierten – dahinter lagen stets die Tränen des hilflosen Horrors.

Es war im September 2008, als ich auf der Geburtstagsparty einer Freundin Dieter kennenlernte, den langjährigen Leiter eines GTZ-Flüchtlingshilfeprogramms, das sich der Nöte urbaner Flüchtlinge annahm. Dieses Programm inkludierte eine Therapie-Abteilung, die eng mit dem UNHCR-Büro zusammenarbeitete und auf Anfrage psychologische Betreuung für Flüchtlinge anbot, die teils in Nairobi, teils in den umliegenden Flüchtlingslagern lebten.

Ich war beeindruckt von diesem engagierten und warmherzigen Mann, dem die Probleme der Flüchtlinge offensichtlich ein persönliches Anliegen waren.

«Willst du nicht ein Praktikum in unserem Therapiezentrum machen?»

Das Angebot kam unerwartet – ich war überrascht und um eine Antwort verlegen.

«Klingt spannend ...» Meine unbeholfene Antwort endete mit einem nicht weniger linkischen Lachen. Unter dem Vorwand, nach meinem Mann Ausschau zu halten, versuchte ich mich aus dieser eigenartigen Unbeholfenheit zu retten.

Was war los? Das klang doch nach einem interessanten Angebot für mich? Immerhin hatte ich Slumerfahrung! Irgendetwas hielt mich jedoch innerlich zurück. Ich war verwirrt.

Gott sei Dank wurde unser Gespräch durch einen Toast auf das Geburtstagskind unterbrochen. Dieter hob sein Glas ermutigend in meine Richtung, woraufhin ich mich mit einem viel zu mutigen «Vielen Dank für dein Angebot! Ich werde mich melden!» entschuldigte und zum Buffet verzog.

Mit Flüchtlingen arbeiten – hier in Afrika? Unzählige Erfahrungsberichte verschiedenster Freunde und Kollegen, die in diesem Bereich tätig waren, warnten mich vor horrenden Szenarien. Die Vorstellung, mich auf diese Arbeit einzulassen, ließ augenblicklich mein inneres Warnsystem hochfahren. Männer und Frauen aus Somalia, dem Sudan, dem Kongo, aus Äthiopien – alles Menschen, die vor Krieg, Folter und Vergewaltigung geflohen waren, Menschen, die ihre Angehörigen verloren hatten, ihre Häuser – einfach *alles* –, und die nun in Flüchtlingslagern unter teils menschenunwürdigsten Bedingungen leben mussten! Diese Arbeit anzunehmen würde bedeu-